

Thomas Söding

Gottes Kinder in Gottes Familie Neutestamentliche Modelle und Impulse

Gute Anfänge: Eheliche und göttliche Liebe

In der Öffentlichkeit gilt das Motto: *bad news are good news*. Ehe und Familie sind davon nicht ausgenommen. Ehekräche scheinen interessanter als Ehefreuden zu sein. Scheidungen prominenter Ehepaare werden gerne kolportiert; von dauerhaften Beziehungen ist selten die Rede. Wenn eine Familie zerbrochen ist, gibt es große Aufmerksamkeit, ob das Bedauern nun gespielt oder echt ist; wenn von einer glücklichen Familie die Rede, sind Neid oder Verdacht schnell bei der Hand.

In der aktuellen Debatte der katholischen Kirche muss Vorsorge getroffen werden, dass nicht auf subtile Weise dasselbe Motto gilt. Es ist keine Frage, dass es gute pastorale, theologisch begründete Lösungen für diejenigen geben muss, deren Ehen scheitern – besonders für die Kinder, die am meisten unter der Trennung der Eltern leiden, aber auch für die Ehepartner selbst, in erster Linie die betrogenen, aber auch für diejenigen, die eine Hauptschuld tragen. Wenn es Gewalt und Missbrauch, Betrug und Verrat in den Ehen und Familien gibt, braucht es einen Weg der Versöhnung, der in die Zukunft führt.

Nur dürfen bei diesen wichtigen Diskussion diejenigen nicht vergessen werden, deren Ehen halten und oder die sich die Ehe versprechen wollen. Das sind die weitaus meisten, Gott sei Dank. Sicher: Wenn der Himmel voller Geigen hängt, gilt das Sprichwort: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ...“. Aber es gilt doch auch: „Yes, we can“. Und wenn man schon viele Jahre zusammen ist und vielleicht sogar das Glück hat, Kinder zu haben, gilt nicht nur: „Wer rastet, der rostet“, sondern auch das andere Sprichwort: „Was lange währt, wird endlich

gut“. Im Blick auf diese Paare muss das Motto heißen: *good news are good news*.

Es reicht aber nicht aus, diese guten Nachrichten nur besser zu verbreiten. Sie müssen auch mit der *einen* guten Nachrichten in Verbindung gebracht werden, die Glauben verdient: der Frohen Botschaft, die Jesus verkündet hat. Das ist die große Chance, die in der katholischen Lehre von der Sakramentalität der Ehe enthalten ist. Die unendlich große Liebe Gottes zu den Menschen kann kein Mensch erreichen. Aber im „Ja“, das Mann und Frau einander sagen, kann etwas von dieser Liebe aufblitzen: im Eros, der von der Agape umarmt wird.

Gute Beispiele: Bilder und Geschichten

Im Neuen Testament gibt es die verheißungsvollen Bilder des himmlischen Hochzeitsmahles, die schon im Alten Testament gefunden werden. Es gibt die Portraits des Messias als Bräutigam, der mit Israel, seiner Braut, der Tochter Zion, Hochzeit feiert. Es gibt die Kategorie des Bundes, den Gott mit seinem Volk schließt und zu dem er treu steht, auch wenn die Menschen untreu werden. Es gibt die Poesie des Hoheliedes (1 Kor 13), das von vielen Hochzeitspaaren geschätzt wird, weil sie im Gesang auf Gottes Liebe, die sich in den Herzen der Menschen entzündet, ihre eigene Liebe wiederentdecken, die sie ein Leben lang teilen wollen. Es gibt nicht zuletzt die Lehre Jesu über die Ehe, die Vereinigung von Mann und Frau, die beide nach Gottes Bild geschaffen sind, damit sie einander erkennen können. Jesus selbst hat ehelos gelebt – um des Himmelsreiches willen. Sein Zölibat zeigt nicht etwa, dass er die Ehe verachtet oder gescheut hätte; er zeigt vielmehr, wodurch sie ein „Sakrament“, ein „Geheimnis“ der Begegnung Gottes mit den Menschen sein kann: durch die Liebe Gottes, die den Menschen unendlich nahegeht.

Freilich liest man im Neuen Testament und in der Bibelwissenschaft auch andere Seiten. Jesus habe ein „afamiliäres Ethos“ vertreten; „Verlassen“ sei die Losung, Umkehr und Neuanfang sei die Parole, nicht:

„Weiter so“. Gibt es nicht die irritierende Überlieferung, dass Jesus gesagt hat: „Ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter“ (Mt 10,35; vgl. Lk 12,53)?

Tatsächlich: Dass die Familienbände sakrosankt seien, ist eher eine römische und eine jüdische als eine jesuanische Vorstellung. Im Konfliktfall gelten bei Jesus und den Aposteln immer die Stimme des Gewissens und der Anruf des Glaubens. Dieser Ansatz schlägt bis ins katholische Eherecht durch, das mit Berufung auf Paulus Ehescheidung und Wiederheirat erlaubt, wenn der Glaube sonst unterdrückt würde. Es darf keine Fesseln geben, die den Gang des Glaubens hindern, auch nicht durch die anderen Familienmitglieder.

Aber aus der Priorität des Glaubens folgt nicht die Zerstörung, sondern die Erneuerung der Ehe und Familie. Durch das Evangelium wird gerade deutlich, wie gut sie sind: Sie sind ein Ja zum Gott des Lebens, der die Verheißung der ewigen Seligkeit nicht deshalb macht, weil ihm das irdische Glück nichts gälte, sondern weil es nur immer noch besser werden kann, als Menschen es in ihnen kühnsten Träumen zu hoffen vermögen.

In dieser Perspektive kennt das Neue Testament viele gute Ehegeschichten. Sie sind nicht so breit ausgeführt wie die alttestamentlichen von Abraham und Sara oder die Liebesgeschichten von Rut und Tobit. Sie sind kleine kostbare Miniaturen. Sie gaukeln nicht eine heile Welt vor; aber sie lassen die Kraft des Glaubens spüren, Gottesliebe und Nächstenliebe in dieser ganz speziellen Form der ehelichen Liebe zu verbinden.

Guter Hoffnung: Elisabeth und Zacharias

Lukas beginnt sein Evangelium, indem er die Welt beschreibt, aus der Jesus stammt. Es ist die Welt frommer jüdischer Männer und Frauen. Sie halten sich an das Gesetz; sie warten auf den Messias; sie ehren den Tempel. Sie sind die Stillen im Lande. Aber sie sind diejenigen, de-

nen die Gottesliebe über alles geht. Deshalb sind sie die Armen, die ein Sensorium für die Liebe Gottes haben und den Segen Gottes am meisten brauchen, aber auch am meisten spüren.

Allerdings sind es nicht Menschen ohne Probleme und Zweifel, Fragen und Ängste. Elisabeth und Zacharias sind das beste Beispiel. So wie sie von Lukas vorgestellt werden, sind sie vorbildlich in ihrer Frömmigkeit und Gerechtigkeit, in ihrer Sensibilität und in ihren Inspirationen. Sie sind tief verwurzelt im jüdischen Leben: durch ihre Familien und durch den Beruf, den Zacharias als Priester am Jerusalemer Heiligtum versieht. Aber sie haben ein großes Problem: Sie sind kinderlos. In der Antike, die weder eine gute Frauenheilkunde und Geburtshilfe noch eine Sozialversicherung kennt, ist das Problem noch größer als bei heutigen Familien, die kinderlos bleiben, obwohl sie sich von Herzen ein Kind wünschen. Besonders hart trifft es die Frauen. Im Zweifel sucht man bei ihnen die Schuld. Auch bei Lukas ist diese zeitbedingte Einschätzung zu erkennen. Ohne weiteres heißt es, dass Elisabeth „unfruchtbar“ war (Lk 1,7). Also richtet sich auch der Argwohn der Menschen auf sie. Unfruchtbarkeit gilt als Schande, gar als Strafe für eine verborgene Schuld, die abgebußt werden müsse. Als alles sich geändert hat, bricht es aus Elisabeth heraus: „So hat mir der Herr getan: an Tagen wie diesen; er hat auf mich geschaut, meine Schande unter den Menschen fortzunehmen“ (Lk 1,25). Die „Schande“ ist die gesellschaftliche Verachtung, die religiös überhöht wird; in einer traditionellen Gesellschaft wie der damaligen, für die der Gegensatz von „Ehre“ und „Schande“ höchste Bedeutung hat, und in einer Familie, der die Gottesliebe über alles geht, kann dieses Glaubensbekenntnis nur aus einem tief verwundeten Herzen kommen, das geheilt worden ist.

„Johannes“ soll das Kind heißen – gegen alle Konvention. „Gott ist barmherzig“ lautet der sprechende Name. Durch dieses Kind werden die langen Jahre der Ehelosigkeit, die Elisabeth und Zacharias treu zusammengestanden haben, nicht entwertet. Im Gegenteil: Johannes selbst wird ja gar keine Familie gründen, sondern sich ganz in den Dienst des kommenden Messias stellen. Es geht also nicht um das Recht auf Reproduktion, das letztlich doch erfüllt wird. Es geht viel-

mehr darum, dass Kinderlosigkeit nicht als Schande, nicht als Strafe angesehen wird – und das Glück einer Familie nicht vom Kindersegen abhängig gemacht wird. Es geht auch darum, dass – wie Johannes – jedes Kind nicht ein Ergebnis menschlicher Zeugungskraft, sondern ein Gottesgeschenk ist, das man als Vater und als Mutter nicht besitzen, sondern nur annehmen, behüten, erziehen, gehen lassen – und immer lieben kann.

Gute Nachricht: Maria und Joseph

Ganz anders als bei Elisabeth und Zacharias ist die familiäre Situation bei Maria und Joseph. Lukas erzählt die Geschichte aus der Perspektive Marias: wie aus dem Staunen und Fragen der Glaube wächst und aus dem genauen Hinschauen das Nachdenken, das zum Verstehen führt. Matthäus erzählt die Geschichte aus der Perspektive des Joseph. Seine Herausforderung ist noch größer als die Marias: Die Verlobte ist schwanger, aber nicht von ihm. Es ist klar, was Joseph denken muss – und dass er nicht ohne eine Botschaft, die ihn mit Engelszungen erreicht, glauben kann, was geschehen ist. Patrick Roth hat in seinem Roman „Sunrise. Das Buch Joseph“ die ungeheure Anspannung beschrieben, die Joseph zeit seines Leben geprägt hat. Der Roman geht weiter als die Bibel. Aber in äußerster Dichte wird die Gerechtigkeit Josephs, die nur aus dem Glauben kommen kann, von Matthäus ins Bild gesetzt.

Vom Engel, der ihm im Traum erscheint, erhält Joseph zwei große Aufgaben: Er soll Maria als seine Frau annehmen, und er soll dem Kind, das sie zur Welt bringen wird, den Namen Jesus geben (zu deutsch: Gott hilft). Beides wird vom Engel begründet. Joseph soll Maria nicht fortschicken, „denn das, was in ihr gezeugt wurde, ist vom Heiligen Geist“ (Mt 1,20); er soll Jesus seinen Namen geben, „denn er wird sein Volk von seinen Sünden heilen“ (Mt 1,21). Genau das, was der Engel ihm aufgetragen hat, macht Joseph. Er „nahm seine Frau sich“ (Mt 1,24); und ihrem Sohn, der zu seinem wird, „gab er den Namen Jesus“ (Mt 1,25).

Wer die Kindheitsgeschichte des Matthäus weiterliest, erkennt, mit welcher Voraussicht und Energie, welcher Fürsorge und Tatkraft Joseph seine Vaterrolle annimmt: Er rettet Jesus das Leben, indem er ihn vor dem Zugriff des Kindermörders Herodes schützt; er organisiert die Flucht der Familie nach Ägypten und die Rückkehr nach Nazareth. Die christliche Kunst liebt die Bilder der „heiligen Familie“, die in ihren besten Zeugnissen nicht den Kitsch einer Familienidylle, sondern das Drama einer Migrantenfamilie zeigen.

Die Vaterschaft Josephs ist nach Matthäus nicht biologisch, sondern ethisch und theologisch bestimmt: Joseph darf durchaus auch als Vorbild all derjenigen Väter gelten, die sich mit Hingabe nicht nur um ihre natürlichen, sondern auch um die angeheirateten oder adoptierten Kinder kümmern. Elternliebe ist nicht an die Gene gefesselt; sie kann in wahrer Liebe, wahren Glauben und wahrer Hoffnung die Grenzen der Biologie überschreiten.

Nach der Kindheitsgeschichte tritt er in den Evangelien weit zurück. „Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns?“, fragen die Bewohner von Nazareth, als Jesus mit Zeichen und Wundern, Worten und Werken auftritt (Mt 13,55) – und wissen gar nicht, wie recht sie mit der Skepsis haben, die sie zum Ausdruck bringen. Jesus als Messias zu erkennen, fällt ihnen schwer – weil sie ihn zu kennen meinen und doch nur oberflächlich betrachten.

Und Maria? Nach dem Lukasevangelium ist sie eine Mutter der ganz besonderen Art: durch und durch geprägt von der guten Nachricht, die sie gehört, und vom Glauben, den sie ihr geschenkt hat. Das Evangelium tut an keiner Stelle so, als ob Maria das Geheimnis Jesu von Anfang an klar gewesen wäre. Maria ist vielmehr eine junge Frau, die Fragen hat und Antworten sucht. Sie macht sie auf den Weg durchs Gebirge, um ihrer Tante Elisabeth beizustehen. Sie wird als Psalmistin gezeichnet, als inspirierte Beterin und Dichterin, die es versteht, im *Magnifikat* genau die richtigen Worte zu finden, um das Heilshandeln Gottes an seinem Volk, von dem alle Völker profitieren können, mit der Gnade zu verbinden, die sie erfahren hat. Sie ist eine Beterin, die Dankbarkeit und Vorfreude, Gottesliebe und Mutterliebe verbinden

kann. Sie ist eine Mutter, die ihr Kind nicht in einem schönen Heim gebiert, sondern in eine Krippe legen muss. Nicht zuletzt ist sie eine Mutter, der ihr Kind so sehr ans Herz gewachsen ist, dass ihre Liebe nicht blind, sondern sehend wird.

Drei Schlüsselszenen stechen heraus. Am Ende der Weihnachtsgeschichte heißt es: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“ (Lk 2,19). Wörtlich heißt der zweite Satzteil: brachte sie zusammen; anders gesagt: Weil sie aufmerksam war und sich erinnern konnte, vermochte sie den Zusammenhang zu erkennen – zwischen dem Weg nach Bethlehem und der Geburt Jesu, dem Wickelkind in der Krippe und dem Besuch der Hirten, der Ehre Gottes und dem Frieden auf Erden.

Am Ende der gesamten Kindheitsgeschichte heißt es: „Seine Mutter bewahrte alle Worte in ihrem Herzen“ (Lk 2,51). In der Schatzkiste ihres Herzens ist jetzt auch das aufbewahrt, was Jesus, den sie verzweifelt gesucht hat, als er sich auf der Pilgerreise selbständig gemacht hat, ihr gesagt hat: Ob sie nicht wie Joseph hätte wissen können, wohin er gehört und wo er zu finden sei – dort, wo Gottes Weisheit zuhause ist, im Tempel, dem Ziel ihrer Pilgerschaft.

Dazwischen stehen die Beschneidung und die Darstellung Jesu im Tempel. Maria ist mit Joseph zusammen. Aber nur auf sie ist die Prophezie des greisen Simeon gemünzt: „Durch deine Seele wird ein Schwert dringen“ (Lk 1,35). Die *Mater dolorosa* ist immer zu Herzen gegangen. Maria ist eine Mutter, die ihr Kind verloren – und dadurch neu gewonnen hat, für immer. Sie wird von Lukas als Vorbild im Glauben dargestellt – aber auch als Trost für alle Mütter und Väter, die ein Kind verloren haben: weil es Jesus gibt, den Sohn Marias, der gestorben und auferstanden ist, damit nicht der Tod das letzte Wort hat, sondern die Liebe stärker ist als der Tod. Die christliche Kunst hat die trauernde Mutter in der Pietà dargestellt – unter dem Kreuz, mit dem toten Kind auf dem Schoß. Aber im Lukasevangelium beginnt diese Teilhabe am Leiden schon früher – und die Nachdenklichkeit, die Intelligenz, die Herzlichkeit Marias sind genau darin begründet, dass sie als Mutter am Leben ihres Kindes Anteil nimmt, den sie in ihrem Schoß getragen und geboren hat.

Gute Partnerschaft: Die Apostel und ihre Frauen

Paulus war unverheiratet. Er hat den Zölibat gelebt und geschätzt (1 Kor 7). Aber er ist dabei eher die Ausnahme als die Regel. So geht es jedenfalls aus einer kleinen Selbstverteidigung hervor, in der er die Freiheit seines apostolischen Dienstes, dieses unglaubliche „allen alles werden“ mit seinem Recht verbindet, auf Rechte zu verzichten, besonders auf den Unterhalt, den ihm die Missionsgemeinden schulden. Um diesen Rechtsverzicht zu veranschaulichen, schreibt Paulus: „Haben wir etwa nicht das Recht, zu essen und zu trinken?“ (1 Kor 9,4). Gemeint ist: auf eure Kosten. Und dann weiter: „Haben wir etwa nicht das Recht, eine Schwester als Frau mitzunehmen wie auch die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas?“ (1 Kor 9,5). Paulus argumentiert so, dass diese Praxis für die Korinther selbstverständlich ist. Die Apostel waren vor ihrer Berufung verheiratet. Die Nachfolge Jesu löst nicht etwa eine Scheidungswelle aus, sondern verändert das Leben der Eheleute. Beider Gegenwart und Zukunft steht im Zeichen der Mission. Man muss die Wendung so verstehen, dass nicht an Haushälterinnen, sondern an die Ehefrauen gedacht ist – und dass sie zwischenzeitlich gleichfalls zum Christusglauben gefunden haben und ihren Männern die Treue halten und sie auf ihren Missionsreisen begleiten. Es wird viel über die tiefgreifenden Veränderungen im Leben der Apostel und besonders des Petrus (Kephas) gesprochen, des Fischers, der zum Menschenfischer und deshalb zum Wandermissionar und deshalb zum Märtyrer in Rom geworden ist. Aber kaum denkt jemand daran, dass es für die Frauen der Apostel eine nicht geringere Herausforderung gewesen ist, Haus und Heimat zu verlassen, um neue Häuser in neuen Regionen mit anderen Sprachen, anderen Lebensstilen, anderen Kulturen zu finden. Am wenigstens wird darüber gesprochen, was das für die Ehen und die Familien bedeutet: wie stabil und lebendig, wie fest und wandlungsfähig sie gewesen sein müssen, um den Veränderungsdruck auszuhalten, aber auch um die Lebensbasis für die Missionsaktivitäten zu sichern.

Beschreibungen aus dem Lebensalltag der apostolischen Ehepaare fehlen. Aber zu Beginn des Markusevangeliums gibt es eine kleine Sze-

ne, die es in sich hat. Sie spielt im „Haus des Simon und Andreas“; Jakobus und Johannes sind dabei. Sie wird erzählt, weil es eine historische Erinnerung wachhält und beispielhafte Bedeutung hat. Die Pointe ist die Heilung. Aber wie sie zustande kommt, ist wichtig: „Die Schwiegermutter Simons lag danieder und fieberte, und sofort erzählten sie ihm von ihr. Da kam er zu ihr, ...“. Die Situation passt genau ins Bild der damaligen Zeit: Die kranke Frau liegt ein wenig abseits. Aber Simon und sein Bruder Andreas kümmern sich um sie, indem sie Jesus aufmerksam machen. Er hilft – und dadurch kommt auch die Familie wieder zusammen. Es bedarf nicht vieler Worte, um die Bedeutung zu ermessen: Jesus heilt, damit es der Familie des Apostels gut geht. Das ist ein Zeichen.

Gute Verbindungen: Timotheus und seine Familie

Paulus war kein Einzelkämpfer, sondern ein *teampayer*, freilich als *captain*. Zu seinen wichtigsten Mitarbeitern gehört Timotheus. Er stammt aus Lystra in Kleinasien; er ist der Sohn einer Jüdin, die Christin geworden war, und eines Griechen, der vielleicht bei seinen alten Göttern geblieben ist. Weil er eine jüdische Mutter hat, wird er von Paulus als Jude betrachtet, der zum Christusglauben gelangt ist, und deshalb nachträglich beschnitten – nicht weil die Beschneidung doch heilsnotwendig wäre, sondern aus Respekt vor den Juden, wie Lukas schreibt (Apg 16,1–5). Als Mitarbeiter des Paulus hat Timotheus zahlreiche Aufgaben übernommen und immer wieder heikle Missionen durchgeführt, u. a. in Thessalonich (Apg 17,14f.; 18,5; 1 Thess 3,1–5.6), in Philippi (Apg 19,22) und Korinth (1 Kor 4,17; 16,17; 2 Kor 1,19).

Im Zweiten Timotheusbrief wird ihm ein literarisches Denkmal gesetzt. Früher wurde dieser Brief ans Ende der paulinischen Lebenszeit datiert, heute wird er meist einer Paulusschule zugeordnet und ans Ende der neutestamentlichen Orientierungszeit gesetzt. Paulus bekennt, sich nach Timotheus zu sehnen, wie sich ein Vater nach seinem Sohn sehnt, den er lange nicht gesehen hat (2 Tim 1,4), und er fährt

fort: „Ich erinnere mich deines ungeheuchelten Glaubens, der zuerst in deiner Großmutter Loïs und in deiner Mutter Eunike war, aber auch, bin ich sicher, in dir ist“ (2 Tim 1,5). Unmittelbar danach spricht Paulus von der Gnade, die durch die Handlung in ihn gelegt worden ist und neu entfacht werden soll (2 Tim 1,6). Es ist also auch ein für die Geschichte und die Theologie der Kirche entscheidender Text.

Desto wichtiger ist, dass die familiären Wurzeln nicht vergessen werden, die für Timotheus nach wie vor wichtig sind. Sein Glaube ist in seiner Familie verwurzelt; er hat ihn dort gelernt und von dort übernommen; dieser Glaube trägt ihn bis heute, sagt sein Mentor Paulus. Zwei Aspekte sind wesentlich. Der eine: Es sind zwei Frauen, deren Namen genannt werden. Man mag es beklagen: Aber es war seit den frühesten Zeiten so und ist es in gewisser Weise bis heute geblieben, dass sich vor allem die Frauen um die Kindererziehung kümmern und aus diesem Grund die wichtigsten Zeuginnen und Lehrerinnen des Glaubens sind. Der andere Aspekt: Die Mutter und die Großmutter sind Jüdinnen. Es gibt zwei Möglichkeiten der Interpretation: Entweder hat es eine die Generationen übergreifende Konversion zum Christentum gegeben, an die Paulus erinnert, weil Timotheus von ihr nach wie vor profitiert; oder Paulus denkt, dass es das Judentum der Großmutter wie der Mutter gewesen ist, von dem Timotheus geprägt worden ist und weiterhin geprägt werden soll. Dafür spricht, dass Paulus einen Satz vorher (2 Tim 1,3) seinen christlichen Glauben im Glauben seiner jüdischen Vorväter verwurzelt. Wenn so gedeutet werden kann, wird die Familie als Ort eines Glaubens markiert, der eine tiefe Erneuerung erlaubt, ohne dass die Vergangenheit verraten wird, die zur Familie gehört.

Gute Beziehungen: Priska und Aquila

Paulus gilt vielfach als frauen- und familienfeindlich – ganz zu Unrecht. Zwar lebt er selbst zölibatär. Aber kaum jemand hat mehr für Frauen und Familien getan als er. Der entscheidende Punkt war, dass er sich für die Taufe eingesetzt hat, die ein und dieselbe für Männer und Frauen ist,

während die Beschneidung, das Siegel der Zugehörigkeit zum Judentum, (Gott sei Dank) nur an Knaben und Männern vollzogen wurde.

Farbenfroh ist vor allem das Bild, das die Apostelgeschichte zeichnet. In seinem Bericht vom Wirken des Paulus in Korinth notiert Lukas: „Dort fand er einen Juden namens Aquila, aus Pontus gebürtig, der kürzlich von Italien gekommen war, und dessen Frau Priszilla. Klaudius hatte nämlich alle Juden aus Rom vertrieben. Zu den beiden ging Paulus, und weil er dasselbe Handwerk ausübte, blieb er bei ihnen und arbeitete; denn sie waren Zeltmacher von Beruf“ (Apg 18,2–3). Aus Arbeitskollegen werden Freunde, aus Migrant*innen Verbündete, aus Glaubensgenossen Missionspartner. Aquila und Priszilla sind ein Ehepaar; sie sind christlich; sie sind wegen ihres judenchristlichen Glaubens aus Rom vertrieben worden; sie haben in Korinth, einer römischen Neugründung in Griechenland, wieder Fuß gefasst und offenbar ein Handwerksgeschäft aufgemacht; sie gewähren Paulus Gastfreundschaft; sie bringen ihn in Lohn und Brot. Allein das ist bemerkenswert: Wie groß muss der Zusammenhalt, die Tatkraft, das Organisationstalent, wie groß muss vor allem der Glaube dieses Ehepaares gewesen sein, die Vertreibung zu überstehen, einen neuen Anfang zu wagen und dann noch ein offenes Haus, eine offene Hand, ein offenes Herz zu haben!

Aber die Geschichte kommt noch besser. Denn später, erzählt Lukas, segelt Paulus mit den beiden nach Ephesus, in die Hauptstadt der römischen Provinz Asia, nicht weit von Pontus gelegen (alles in der heutigen Türkei). Dort bleiben sie (Apg 18,18–19) und bilden ein Missionsteam. Lukas erzählt, dass sie keinen Geringeren als den berühmten Weisheitslehrer Apollos aus dem ägyptischen Alexandria, der nur die Johannestaufe kannte, für den christlichen Glauben gewonnen haben, indem sie ihm eine Einführung ins Christentum gegeben haben. „Als Priskilla und Aquila ihn hörten, nahmen sie ihn auf und setzten ihm genauer den Weg Gottes auseinander“ (Apg 18,26–27). Sie sind ein katechetisches Team. Sie üben, wie bei Paulus, Gastfreundschaft. Sie haben offenbar keine Angst vor dem Prestige des Prominenten. Sie holen Apollos genau dort ab, wo er steht: bei der Taufe des Johannes und bei all den Verheißungen, die sie in sich birgt. Sie sind offenbar

ein gutes Team, nicht nur im Beruf, sondern auch im Glauben. Sie haben nicht dieselbe Rolle wie ihr Freund Paulus. Aber ohne Menschen, ohne Ehepaare wie sie wäre der Glaube nicht weitergegeben worden – innerhalb der Familien, aber auch über sie hinaus.

Auch in den Briefen des Paulus werden Priska (wie er sie nennt) und Aquila erwähnt. Von Ephesus aus bestellt Paulus Grüße der beiden nach Korinth und fügt hinzu: „auch von ihrer Hausgemeinde“ (1 Kor 16,22). Der Apostel knüpft an die alte Bekanntschaft an; offenbar sind die beiden nicht im Streit aus Korinth fortgezogen, sondern haben weiterhin gute Kontakte – an die Paulus jetzt erinnern und anknüpfen kann. Überdies haben sie als Familie, aber über ihre Zweierbeziehung hinaus eine der kleinen christlichen Zellen gebildet, deren Vitalität ganz groß gewesen ist. Ehelicher Egoismus sieht anders aus. Priska (Priszilla) und Aquila sind eines jener christlichen Ehepaare, ohne die es die Kirche gar nicht durch die Zeiträume bis heute geschafft hätte. Von Kindern ist nicht die Rede. Vielleicht sind sie im „Haus“ eingeschlossen. Aber auch unabhängig davon hat das Ehepaar eine missionarische Ausstrahlung, die von ihrem Haus bis in die Stadt und von Ephesus nach Korinth reicht. Paulus selbst scheint davon fasziniert.

Von Korinth aus lässt er wiederum Grüße nach Rom an die beiden bestellen: „Grüßt Priska und Aquila, meine Mitarbeiter in Christus, die ihren Kopf für mein Leben hingehalten haben, denen aber nicht nur ich allein zu danken habe, sondern alle Gemeinden der Heiden, und die Gemeinde in ihrem Haus“ (Röm 16,3–5). Vorausgesetzt ist, dass sie – wie manch andere – wieder nach Rom haben zurückkehren können. Deutlich wird, dass sie wie in Ephesus eine Hausgemeinde gebildet haben, die bekannt und anerkannt ist. Darüber hinaus aber lobt Paulus ihren Einsatz für die Kirche in den höchsten Tönen: Er nennt sie seine „Mitarbeiter“, weil auch sie eine aktive Rolle in der Mission und der Katechese, beim Aufbau der Kirche und im Wachstum des Glaubens gespielt haben. Er rühmt ihren Einsatz zu seinen Gunsten, wobei er vielleicht nicht nur an die Unterstützung denkt, die er von ihnen erfahren hat, um in Korinth Fuß zu fassen und einen Missionspfad zu bahnen. Er bezieht diesen Einsatz nicht nur auf sich: So weit,

wie Priska und Aquila herumgekommen sind, haben sie einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht – und sind offenbar überall beliebt und geachtet.

Diese aktive Rolle haben sie nicht gespielt, indem sie wie Paulus auf apostolische Wanderschaft gegangen sind. Trotz ihrer Mobilität haben sie offenbar immer eine besondere Präsenz vor Ort entwickelt. Aus Rom vertrieben, nutzen sie die erste Chance, nach dort zurückzukehren. In Korinth und Ephesus und Rom üben sie christliche Gastfreundschaft, indem sie ihre Türen öffnen und Menschen, die ihrerseits unterwegs sind, beherbergen, so dass sie auf ihrer Wanderung durch die Wüste eine Oase finden, deren Wasser nicht versiegt, sondern immer frisch sprudelt. Ohne die familiäre Verbundenheit würde das nicht gelungen sein – ohne dass die Familie vom Geist des Evangeliums inspiriert wäre, auch nicht.

Gute Häuser: Schöne Wohnungen und offene Türen

Was Priska und Aquila vorgelebt haben, ist das Erfolgsrezept der christlichen Mission, wie es vor allem der Apostel Paulus entwickelt hat. Er selbst bleibt immer lediglich relativ kurze Zeit vor Ort: ein paar Wochen oder ein paar Monate, nur notgedrungen und ausnahmsweise länger. Seine eigene Sendung hat er darin gesehen, Christus dort zu verkünden, wo noch niemand von ihm gehört hat. Aber dieses Rezept geht nur auf, wenn der Same, den er gesät hat, auf guten Boden gefallen ist, so dass er Wurzeln schlagen, emporwachsen und Frucht bringen kann.

Das wichtigste Saatfeld war das „Haus“. In der Apostelgeschichte wird es ebenso deutlich wie in den Briefen. Nur ein Beispiel: Der erste europäische Christ, von dem das Neue Testament berichtet, ist Lydia, eine Unternehmerin aus Philippi, die Paulus an einer jüdischen Gebetsstätte vor den Toren der Stadt trifft und ihn, als sie vom Glauben überzeugt ist, einlädt, in ihr Haus zu kommen, zu ihrer Familie zu gehören und von dort aus weiter zu wirken (Apg 16,11–15). Wer alles zu ihrem

Haus gehörte, ob sie einen Ehemann und Kinder hatte, wird nicht erzählt. Aber das „Haus“ ist im Altertum nicht nur ein Gebäude, sondern eine Lebensform und eine Lebensgemeinschaft, deren Mittelpunkt die Familie ist.

Aus archäologischen und historischen Forschungen kann man ziemlich viel über die Häuser und die Hausgemeinschaft erfahren: dass es sich oft um größere Verbände gehandelt hat; dass es Mehrgenerationenhäuser waren; dass auch Verwandte dazugehören könnten; dass – wie in der Antike üblich – auch Angestellte, Diener und Sklaven zum „Haus“ gehörten.

In diese Häuser hineinzugehen und in ihnen das Friedenslicht des Evangeliums zu entzünden, ist bereits die Anweisung Jesu an seine Jünger bei ihrer Aussendung in Israel (Mk 6,6–13 und die Parallelen). Paulus hat, wie viele andere Missionare auch, die Praxis beibehalten, aber sie internationalisiert. Die Voraussetzungen sind alles andere als selbstverständlich, die Konsequenzen weitreichend.

Zu den Voraussetzungen gehört, dass die christlichen Missionare die Welt, in die sie mit der Frohen Botschaft kommen, nicht zerstören, sondern taufen. Es ist, wie es Jesu Bilder aus der Bergpredigt vom Salz der Erde und Licht der Welt vorzeichnen. Zu den Konsequenzen gehört, dass sich die christlichen Gemeinden nicht als geschlossene Zirkel oder als Parallelgesellschaften bilden, sondern mitten in den Städten und Dörfern, wo die Menschen vor wie nach ihrer Konversion gelebt haben, und dass sie dort, vor Ort, eine Attraktivität entfalten, die aus der Klarheit der Liturgie, der Weite der Diakonie und der Überzeugungskraft der Lehre wächst. Die Kirche hat zwar klein angefangen, war aber in ihrer Mentalität und Struktur nie sektiererisch.

Das Herzstück bilden die Häuser mit den christlichen Familien, die sie bewohnen. Auf sie hat Paulus gesetzt; sie haben ihn nicht enttäuscht. Es ist keineswegs so, dass die Verhältnisse ideal gewesen wären. Nicht zuletzt die Frauen hatten es schwer, wenn zwar sie zum Glauben gelangt sind, aber nicht ihre Ehemänner, die sie vielleicht sogar vom Evangelium mit seiner befreienden Kraft haben fernhalten wollen. Paulus sagt, dass diese Frauen alles in ihrer Macht Stehende

tun sollen, um Frieden zu halten und den Glauben zu verbreiten. Aber er schließt nicht die Augen davor, dass dies keineswegs immer gelingen kann. Dann gilt: Die Glaubensfreiheit geht vor; eine neue Verbindung ist möglich.

Paulus denkt auch an die Kinder. Wie früh bereits Kindern und Säuglingen die Taufe gespendet worden ist, wird in der Bibelwissenschaft kontrovers diskutiert. Aber auf jeden Fall ist der Apostel vom heilsamen Einfluss überzeugt, den ein christlicher Vater oder eine christliche Mutter auf ein gemeinsames Kind ausüben können, auch wenn der andere Elternteil nicht christlich ist. Sie werden „geheiligt“ (1 Kor 7,15): Sie kommen in Kontakt mit Gott; ihnen kann das Wort Gottes etwas sagen; sie werden durch die Elternliebe mit der Gottesliebe verbunden. Dieser positive Einfluss ist kein Automatismus; es gibt auch keine Erfolgsgarantie; der Glaube bleibt Gnade, und Despotismus ist keine Kinderliebe. Aber es gibt die guten Einflüsse, weil es die Familien gibt.

Das Christentum ist eine Religion, die von Jesus Christus her nicht durch Zeugung, Empfängnis und Geburt, sondern durch Glauben und Taufe bestimmt ist. Aber das schließt den Faktor Familie nicht aus, sondern ein. Es ist der mit weitem Abstand wichtigste, wenn es um die Weitergabe des Glaubens geht. Das Christentum hat hier vom Judentum gelernt und auch die heidnischen Familien in das Erfolgskonzept der religiösen Bildung einbezogen. Alle historischen und kulturellen Wandlungen des Familienbildes haben an diesem Umstand nichts geändert. Dass es gegenwärtig ganz anders gehen soll, leuchtet nicht unmittelbar ein. Die Hauskirchen des Anfangs erinnern vielmehr die Großkirchen der Gegenwart daran, dass kaum jemand direkt durch den Priester und den Bischof, aber die allermeisten durch ihre Väter und vor allem durch ihre Mütter, die Großeltern nicht zu vergessen, in den Glauben, in die Liebe zu Gott und zum Nächsten und in die Hoffnung auf das ewige Leben eingeführt worden sind.

Paulus kennt viele solcher Häuser und Familien. Einige nennt er mit Namen. Er setzt auf sie – nicht er allein, aber er mit besonderem Nachdruck und Erfolg. Es ist ihm nicht nur eine Frage der besten Missions-

strategie oder der Ermutigung, eine Ehe zu schließen und Kinder zu wollen. Es ihm vielmehr eine Frage der Einstellung zum Leben, zum gegenwärtigen Leben, das Gott schenkt, und zum Segen, den er spendet. Sich als Gotteskind in einer Familie zu wissen, die zur Familie Gottes gehört, ist ein großes Geschenk.